

Die Geschichten um die Kandakaí stammen ursprünglich aus den 1990er Jahren und waren aus heutiger Sicht sowohl stilistisch, als auch von der Rechtschreibung her varaltet. Bei dem folgenden Text handelt es sich um eine komplette Überarbeitung – so als wäre die kleine Erzählung gestern erst entstanden.

Kandakaí-Zyklus – Teil 2: Das Licht der Welt

Nur ein dünner Schleier Schnee bedeckte den Talgrund. Die langen Schatten der Berge brachen das fahle Licht der Wintersonne, während jagende Wolken die Landschaft in flackerndes Grau und Weiß tauchten. Der Tag neigte sich dem Ende.

Zwölf Gestalten verharrten reglos hinter Wehen, Sträuchern und einem Felsüberhang. Seit Stunden beobachteten sie die wenigen Bewohner des Dorfes. Einmal nur richtete sich einer der Späher kurz auf, wäre für einen Herzschlag als Schatten zu erkennen gewesen – doch niemand ahnte, dass fremde Augen das Dorf beobachteten, so wie man Kleinstlebewesen die umherwuseln und sich vermehren unter dem Mikroskop studierte.

Die Eindringlinge waren schon öfter hier gewesen. Sie kannten die Gewohnheiten der Dörfler, hatten sich ihre Tagesabläufe eingepägt. Von weitem wirkten sie fast komisch: kleiner als die Menschen, in Felle und eine sonderbar anmutende Kleidung gehüllt, die mehr Verkleidung als Schutz war. Doch aus dem wirren Geflecht ragten Waffen hervor, scharf und fragil zugleich – Zeichen, dass es sich nicht um harmlose Fremde handelte. Einmal hatten drei Bewohner eines Nachbartals diese seltsamen Gestalten aus der Nähe gesehen. Sie erzählten von schmalen, beinahe feinen Gesichtern, verborgen unter tief gezogenen Kapuzen, von Kleidern, die der Witterung kaum standhielten, und von Augen, kalt und berechnend, die dem Mutigsten Schauer über den Rücken gejagt hatten. Bald wurde daraus eine Geschichte für den Kamin, eine Schauermär für Kinder. Denn wer wollte glauben, dass es solche Wesen wirklich gab?

Doch sie existierten. Und sie verbargen sich gut.

Ein kleines Höhlensystem diente ihnen als Zuflucht, geschützt durch eine hohe Schneewehe am Eingang. Niemand aus dem Dorf kam in dieser Jahreszeit dorthin. Dort hielten sie Wacht, studierten die Menschen, sprachen mit kühlen Blicken von Argwohn, die sich längst zu Hass verdichtet hatten. Denn die Cladhinn, so plump sie ihnen erschienen, kamen besser mit der Kälte zurecht, lebten freier, wirkten vertrauter mit dieser unwirtlichen Welt.

Doch die Fremden lernten schnell. Sie bewegten sich lautlos wie Raubtiere, hinterließen keine Spuren, hüllten sich in Routine und Disziplin. In der Höhle wärmten sie sich an einem seltsam glimmenden Steinhauften, der zugleich Wärme und ein gelbliches Licht spendete. Dort lachten sie, spielten fremdartige Musik, dann wieder versanken sie in ernste Rituale, die nach alter Priesterschaft rochen. Zwischen Melancholie und Geschichten von einer fernen Heimat hielten sie fest an der Überzeugung: Auch hier würden sie überleben – und mehr als das.

„Sie sind plump, vorhersehbar und erstaunlich kräftig“, bemerkte eine der Späherinnen spöttisch, als sie sich in der Höhle niederließ. Ein kurzes Lächeln huschte über ihr Gesicht, doch gleich darauf verzog sie die Stirn. „Aber sie halten zusammen.“

Der ältere Magier, der neben dem glimmenden Steinhauften saß, hob den Blick. In seinem

Gesicht lag der Ernst eines Mannes, der nichts dem Zufall überließ. „Wenn sie hier leben, können sie nicht dumm sein. Sie kennen diese Kälte, sie überleben sie. Sie tragen Waffen, und sie wissen, wie man sie führt.“

„Waffen?“ Ein anderer lachte auf, schüttelte den Kopf. „Stumpfes Eisen, grob geschmiedet. Nichts, was uns gefährden könnte.“

„Unterschätze sie nicht“, warnte der Magier. „Sie haben überlebt, wo wir erst lernen müssen. Sie könnten uns gefährlicher sein, als ihr denkt.“

Viele solcher Gespräche waren geführt worden, während sie Täler durchstreiften und Dörfer auskundschafteten. Doch irgendwann musste eine Entscheidung fallen. Und sie fiel.

In einer Nacht ohne Sterne, tiefschwarz und still, brach mehr als eine Handvoll Späher auf. Diesmal bewegte sich ein Heer: hundertfünfzig Gestalten, lautlos wie Schatten, und doch mit der Wucht eines Sturms. Sie umkreisten das Dorf der Cladhinn, das nicht einmal fünfzig Bewohner zählte. Vier Kriegerinnen glitten voraus, prüften Wege und Häuser. Keine Wachen, kein Widerstand – nur schläfrige Männer, die viel zu spät erwachten. Was folgte, war kein Kampf. Es war ein Einzug. Häuser wurden besetzt, Bewohner zusammengetrieben, Kinder von Eltern getrennt. Kaum eine halbe Stunde dauerte es, bis alles entschieden war. Fünf Tote lagen im Schnee, mehr nicht – ein zu geringer Preis, als dass die Sieger ihn ernst genommen hätten. Ein Angreifer trug einen Kratzer davon, der ihn mehr in Zorn versetzte, als dass er ihn verletzte.

Als der Morgen graute, gehörte das Dorf nicht mehr den Cladhinn.

Gegen Mittag trieben die Fremden alle Bewohner auf den Marktplatz. Kinder wurden unter Bewachung in eines der größeren Häuser gebracht, während die Erwachsenen dicht gedrängt im Freien standen. Kein Schutz vor der Kälte, nur die flackernde Angst in ihren Gesichtern.

Die Anführer traten hervor: Magier und Priesterinnen in schweren Gewändern, deren Augen im Sonnenlicht bläulich schimmerten. Manche von ihnen vermieden den Blick ins Licht, hielten Kappen und Schirme wie einen Schutzschild. Der älteste unter ihnen, in dunkelblauen Roben mit silbrig funkelnden Stickereien, musterte das Dorf in aller Ruhe. Dann zog er einen Stein aus seiner Tasche, murmelte Worte darüber, setzte ihn in den gefrorenen Boden. Der Stein glühte schwach, versank halb im Erdreich. Zwei Krieger erhielten den Befehl, eine Linie um die Siedlung herum zu ziehen. Wenig später begann sich entlang dieser Markierung eine Mauer zu erheben – langsam, unscheinbar, doch stetig wachsend.

Unruhe ging durch die Reihen der Gefangenen. Ein junger Cladhinn trat hervor, reckte trotzig das Kinn. „Elfen“, murmelte er und spie in den Schnee. „Verdammte Elfen.“ Das Wort ging wie ein Raunen durch die Menge. Einige nickten, andere starrten die Fremden ungläubig an. Eine der Bewacherinnen bemerkte die Bewegung, fixierte den Mann mit kalten Augen. Er aber wich nicht zurück. Mit einem schnellen Ruck griff er vor, schlug die Fellmütze von ihrem Kopf. Dunkles Haar fiel herab, feine Züge kamen zum Vorschein – und in der gleichen Sekunde stieß sie ihm ein kurzes Schwert ins Herz. Der Mann sackte lautlos zusammen. Ein Aufschrei ging durch die Menge, einige stürmten nach vorne, andere wichen entsetzt zurück. Bolzen surrten, drei weitere Dorfbewohner stürzten getroffen zu Boden. Der Tumult brach wie eine Welle über den Platz herein, bis

eine Priesterin eintrat, ihr Gesicht unbewegt, die Stimme leise – und doch gehorchten ihr alle.

„Ruhe“, sagte sie. Und die Menge verstummte.

Sie sprach in der Sprache der Cladhinn, langsam, abgehackt, als koste jedes Wort Mühe. „Wir haben nicht vor, euch zu töten. Wir bleiben hier. Ihr auch. Ihr werdet uns dienen – und wir sorgen für euch. Widerstand ist sinnlos.“

Ihre Augen glitten prüfend durch die Reihen. „Zwei müssen sterben. Wählt selbst.“

Niemand rührte sich. Da packten die Wachen zwei alte Frauen und führten sie fort. Niemand wagte es, einzugreifen.

Tage wurden zu Wochen. Die Fremden ließen die Dorfbewohner arbeiten, doch sie schonten sie, trugen selbst Holz und Stein. Häuser wurden verstärkt, Ställe errichtet, provisorische Gebäude aus Stein in die Höhe gezogen. Die Mauer wuchs unterdessen unaufhaltsam.

Manche Cladhinn fügten sich, zeigten den Fremden Jagdgründe, erklärten die Wege durch die Berge. Andere suchten nach einer Schwachstelle – vergeblich. Die Fremden machten keine Fehler.

Eine Priesterin brachte den Eroberern die Sprache der Cladhinn bei. Dabei nutzte sie ein mitgebrachtes Tralyr – ein kleines, pelziges Tier, das Wissen aus den Gedanken sog und vom Fleisch der Toten zehrte. Danach sprachen immer mehr der Fremden die Worte der Einheimischen, zunächst brüchig, dann fließend.

Eines Abends erhob sich am Dorfbrunnen ein neues Gebilde. Magier hatten es geschaffen, ein ovaler Körper, schwebend über dem Boden, von violetten Funken umspielt. Es drehte sich langsam, wie ein Auge, das alles überblickte. Die Fremden jubelten, die Cladhinn duckten sich in den Schatten.

„Was auch immer es bedeutet“, flüsterte ein Mann am Fenster, „es gibt ihnen Macht. Wir sollten es zerstören.“

„Bist du wahnsinnig?“ fuhr ihn ein Ältester an. „Sie würden uns alle töten. Und merkst du nicht, dass es uns nicht schlechter geht als zuvor? Sie versorgen uns, sie jagen, sie bauen. Und die Abgaben an unsere Herren werden wir nie wieder leisten müssen.“

Die Diskussion spaltete das Dorf. Manche sahen in den Fremden Unterdrücker, andere eine Art Schutzmacht. Doch allen war klar: Freiheit hatten sie keine mehr.

Das alte Gemeinschaftshaus war überfüllt. Männer und Frauen drängten sich auf Bänken und Stühlen, manche saßen auf dem Boden. Die Kälte kroch selbst hier durch die Ritzen, doch sie war kaum spürbar – zu sehr glühte die Unsicherheit.

„Sie haben uns eingesperrt“, murmelte ein junger Cladhinn. „Eine Mauer wächst um uns, und keiner von uns weiß, warum.“

„Und doch behandeln sie uns besser als andere Herren“, widersprach eine Frau. „Keine Abgaben, keine Peitschenhiebe. Sie lassen uns arbeiten, aber sie arbeiten selbst. Wann

ist das je geschehen?“

Zustimmendes Gemurmel. Doch gleich meldete sich eine scharfe Stimme: „Vergesst nicht die Toten. Vergesst nicht, dass sie zwei unserer Alten geopfert haben. Diese Priesterinnen ... ich traue ihnen nicht.“

Die Diskussion schwoll an, schwankte zwischen Furcht, Hoffnung und blankem Zorn. Manche wollten geduldig sein, andere suchten nach Möglichkeiten zur Flucht, wieder andere sahen in den Fremden gar ein Geschenk der Götter.

Da trat eine junge Frau vor, die noch nie das Wort ergriffen hatte. Ihr Blick war klar, ihre Stimme ruhig. „Merkt ihr nicht, dass sie selbst unsicher sind? Dass sie sich kaum im Licht bewegen, ihre Haut verbrennt, wenn die Sonne sie trifft? Sie sehnen sich nach etwas, das sie verloren haben. Und dennoch bleiben sie hier. Vielleicht... brauchen sie uns ebenso wie wir sie.“

Ehe jemand antworten konnte, flog die Tür auf. Vier Kriegerinnen traten ein, in dunkle Rüstungen gehüllt, das Gesicht unbewegt. Ihre Anführerin schritt langsam durch die Reihen, musterte jeden Einzelnen. Einige senkten den Blick, nur wenige hielten stand. Schließlich packte sie acht Dorfbewohner mit fester Hand an der Schulter, stieß sie vorwärts.

„Ihr“, sagte sie knapp, und die Worte klangen schneidend in der Sprache der Cladhinn

„Wieso?“ rief jemand verzweifelt. „Was habt ihr mit ihnen vor?“

Die Antwort war ein Blick, so kalt, dass dem Fragenden die Kehle zuschnürte. Niemand wagte, es erneut zu versuchen. Die acht Auserwählten wurden hinausgeführt in die Dunkelheit, während der Rest in beklemmendem Schweigen zurückblieb.

Das Gebäude, in das die acht Cladhinn geführt wurden, war von außen unscheinbar. Drinnen jedoch türmten sich Bücher, Schriftrollen und seltsame Artefakte. An den Wänden zogen sich fremdartige Zeichen entlang, in die der schwache Schein einer Lampe unruhiges Leben brachte. Auf einem Tisch lagen kleine, pelzige Tiere zusammengerollt, die nur kurz die Köpfe hoben, als die Gruppe vorbeigetrieben wurde. Eines peitschte wütend mit dem Schwanz auf die Tischplatte, weil es sich in seiner Ruhe gestört fühlte.

Im nächsten Raum warteten Stühle, grob zusammengerückt. Die Cladhinn mussten Platz nehmen. Wachen standen hinter ihnen, wechselten hin und wieder Worte in der fließenden Sprache der Fremden. Lachen, leises Feixen – sie wussten, dass ihre Gefangenen kein Wort verstanden.

Dann öffnete sich die Tür. Syrríd trat ein, gefolgt von dem älteren Magier Lyâghizz. Mit einer knappen Geste entließ Syrríd die Wachen. Er blieb stehen, die Arme verschränkt, während Lyâghizz langsam nach vorne ging.

„Ihr habt für uns gesprochen“, begann der Magier. Seine Stimme klang scharf, wie Stahl auf Stein. Sein Blick wanderte von Gesicht zu Gesicht, bohrte sich in das Bewusstsein Cladhinn. Nur der Älteste hielt stand, die anderen senkten die Augen. „Warum?“

Der junge Mann, der schon bei der Versammlung aufbegehrt hatte, sprang auf. „Weil wir leben wollen. Weil ihr uns keine Wahl gelassen habt.“

Lyâghizz' Augen verengten sich. „Würdest du es versuchen, wenn du Waffen hättest?“

„Natürlich!“ Die Stimme des Jungen bebte, aber er wich nicht zurück. „Ich würde kämpfen. Jeder von uns würde es tun!“

Der Magier hob nur eine Hand. Plötzlich krampften die Glieder des Jungen, sein Körper schüttelte sich wie unter unsichtbaren Schlägen. Er sackte zurück auf den Stuhl, Tränen liefen über sein Gesicht, während er gegen die unsichtbare Gewalt ankämpfte.

„Genug!“ rief der Älteste, sprang auf, stellte sich vor den Jungen. „Es ist sein Recht, zu sprechen! Ihr habt uns überfallen, ihr haltet uns gefangen, ihr zwingt uns in eure Dienste. Wollt ihr uns auch noch den Mund verbieten?“

Der Junge schnappte nach Atem, hob mühsam den Kopf. Sein Blick suchte Syrríd – und in diesem Blick lag kein gebrochener Wille, sondern Trotz. Syrríd erwiderte ihn, ein kaum merkliches Schmunzeln umspielte seine Lippen.

›Das war keine gute Idee‹, dachte er, und er wusste, dass Lyâghizz die Worte spüren würde.

Der Magier wirbelte zu ihm herum, die Augen glühend vor Zorn. „Halte dich aus meinen Angelegenheiten heraus, Junge!“, sprach er in ihrer eigenen Sprache. „Du bist hier nicht der Herr!“

„Ich erinnere dich daran, dass meine Anweisungen vom Rat selbst kommen“, erwiderte Syrríd kühl. „Ich brauche diese Menschen. Tötest du sie oder brichst ihren Willen, nützt uns das nichts. Also mäßige dich, Lyâghizz.“

Die Spannung zwischen beiden war greifbar. Schließlich wandte sich eine der Frauen aus der Cladhinn-Gruppe an die Fremden, die Stimme fest, obwohl ihre Hände zitterten. „Wir helfen euch. Ihr schützt uns. So einfach ist es.“

Lyâghizz stieß ein verächtliches Schnauben aus. „Wir brauchen euch nicht.“

Syrríd trat einen Schritt vor. Sein Blick ruhte wieder auf dem jungen Mann. „Zu viel Ehrlichkeit ist gefährlich“, sagte er leise. Dann wies er zur Tür. „Geht. Und vergesst nicht: Solche Versammlungen wie gestern dulde ich nicht mehr.“

Die Cladhinn erhoben sich, einer nach dem anderen, noch immer verstört, doch nicht völlig gebrochen. Als sie hinausgeführt wurden, blieb Lyâghizz zurück. Er knurrte Worte, die nur Syrríd verstand: „Das wirst du mir büßen, Junge. Dafür wirst du bezahlen.“ Syrríd antwortete nicht. Und sein Lächeln verschwand ebenfalls nicht.

Das Dorf der Cladhinn veränderte sich rasch.

Wo gestern noch Rauchsäulen aus kleinen Lehmhütten aufgestiegen waren, wurden nun Pfähle eingerammt, Planen gespannt, Zelte errichtet. Die Fremden bauten ihre eigene Ordnung auf: breite Gassen zwischen ihren Zeltreihen, Wachposten auf jeder Anhöhe, ein Schlagbaum am einzigen Zugang zum Tal.

Die Bewohner mussten Platz machen. Familien wurden aus ihren Häusern gedrängt und

in die entlegensten Winkel an den Rand der noch immer wachsenden Mauer gedrängt. Manche hatten noch das Wenige retten können, was ihnen gehörte, andere standen mit leeren Händen da. Nur die acht, die in jenem Haus verhört worden waren, durften in den Häusern bleiben – ein Privileg, das sie unter den eigenen Leuten eher zu Verrätern machte als zu Geachteten.

Syrríd bewegte sich durch dieses neue Lager wie ein Dirigent durch sein Orchester. Jede Anweisung war knapp, doch durchdacht. Er wusste, dass sie die Kontrolle nicht allein mit Waffen behaupten konnten, sondern mit Strukturen. Lyâghizz hingegen verbarg seine Verachtung kaum; für ihn waren die Cladhinn Rohmaterial, das man nach Belieben brechen konnte.

Die ersten Tage verliefen nahezu ruhig. Die Cladhinn wagten nicht, offen Widerstand zu leisten, und die Fremden waren zu beschäftigt mit der Sicherung ihres neuen Stützpunkts. Doch dann geschah es.

Ein junger Cladhinn, kaum älter als zwanzig, hatte sich an einer Gruppe von Besatzern vorbeigedrängt. Einer von ihnen, ein breitschultriger Krieger, trug eine Mütze aus geflochtenem Leder – ein Stück, das er wohl im Dorf an sich genommen hatte. Der Cladhinn blieb stehen, starrte die Mütze an. Dann riss er sie dem Mann vom Kopf.

„Das ist die meines Vaters!“ rief er, mit einer Stimme, die das ganze Lager hören konnte.

Für einen Augenblick herrschte Schweigen. Dann kam Bewegung in die Sache. Der Fremde fuhr herum, das Gesicht verzerrt vor Zorn. Ohne ein Wort zog er sein Schwert und stieß zu. Der junge Cladhinn ging mit einem gurgelnden Laut zu Boden, die Mütze in den Händen. Blut färbte den Schnee.

Ein Tumult brach los. Frauen schrien, Männer sprangen herbei, Fäuste flogen, Steine wurden geworfen. Die Fremden zogen Klingen, versuchten Ordnung zu erzwingen, doch die Cladhinn wichen nicht zurück. Zum ersten Mal zeigten sie offenes Feuer.

Syrríd war sofort da, Lyâghizz an seiner Seite. Mit einer einzigen Geste ließ der Magier grelles Licht über den Platz peitschen, blendete Freund und Feind gleichermaßen. Syrríd hob die Hand, seine Stimme scharf wie ein Befehl: „Genug!“

Der Tumult erstarb, wenn auch nur widerwillig. Zwei Cladhinn lagen am Boden, einer tot, einer verwundet. Der Krieger mit der Mütze hielt noch immer das blutige Schwert in der Faust.

„Du Narr“, murmelte Syrríd, trat vor und riss ihm die Waffe aus der Hand. Dann wandte er sich an die Cladhinn. „Es wird keine zweite Gelegenheit geben, so etwas zu beginnen. Nicht, solange ich hier bin.“

Sein Blick ging durch die Reihen, bis er auf dem älteren Sprecher ruhte. In dessen Augen lag Trauer – und Hass. Lyâghizz aber lächelte nur kalt. Für ihn war dieser Ausbruch keine Warnung, sondern ein Versprechen: Die Cladhinn würden sich nicht beugen, solange man sie nicht brach.

Als die Cladhinn sich zurückzogen, von Wachen in ihre Behausungen gedrängt, blieb Syrríd neben dem Toten stehen. Schnee rieselte vom Himmel, legte sich auf das Blut, als wolle er es verschlucken. Lyâghizz trat zu ihm, der Umhang schob sich dunkel und schwer

über die rote Spur.

„Ein schönes Beispiel“, sagte der Magier leise. „Ein Funke, und sie brennen. Ein Schlag, und sie fallen.“

Syrríd sah ihn an, ohne eine Gemütsregung zu zeigen. „Und wie viele Funken willst du noch entzünden, bis uns das Feuer selbst verzehrt?“

Lyâghizz' Augen blitzten. „Furcht bindet stärker als jedes Abkommen. Brich sie, Junge. Lass sie kriechen. Dann gehorchen sie.“

„Nein.“ Syrríd's Stimme war schneidend. „Dann hassen sie. Und Hass lässt sich nicht ewig in Ketten halten.“

Einen Augenblick lang standen sie wie zwei Messer, aneinandergelegt, jedes bereit, die Schneide ins Fleisch des gegenüber zu treiben. Dann verzog Lyâghizz den Mund zu etwas, das kein Lächeln war.

„Du bist zu weich“, zischte er. „Eines Tages wirst du dafür bezahlen. Und nicht nur du.“

Syrríd erwiderte den Blick ruhig, fast kühl. „Mag sein. Aber bis dahin befolgst du meine Anweisungen.“

Der Magier wandte sich abrupt ab, der Saum seines Mantels fegte durch den Schnee. Doch während er ging, wusste Syrríd, dass diese Auseinandersetzung kein Ende, sondern einen Anfang markierte.

In den Tagen nach dem Tumult spannte sich das Dorf wie eine Saite, die zu reißen drohte.

Die Fremden errichteten weitere Befestigungen, zogen Holz aus den umliegenden Wäldern, stapelten es zu Barrikaden und Wachtürmen. An den Zugängen zum Tal standen nun Pfähle mit eisernen Spitzen, so dicht, dass nicht einmal ein Kind hindurchschlüpfen konnte.

Die Cladhinn mieden die Gassen, in denen die Fremden ihre Zelte aufgeschlagen hatten. Sie schlichen an den Rändern entlang, stumm, mit gesenkten Blicken, und doch war jede Bewegung, jeder Griff nach einem Eimer Wasser, jedes Aufheben eines Stücks Holz von unsichtbarer Spannung durchzogen.

Nur die acht, die Syrríd und Lyâghizz verhört hatten, durften im Kern des Dorfes bleiben. Ein zweiseitiges Privileg: Die Fremden behandelten sie mit einem Mindestmaß an Respekt, doch in den Augen der eigenen Leute warf das Schatten. Flüstern folgte ihnen, wenn sie den Weg kreuzten, Kinder warfen kleine Steine nach ihnen, sobald sie außer Sicht der Wachen waren.

Syrríd beobachtete das alles genau. Er sah, wie aus stiller Angst leiser Groll wurde, wie sich in den Gesichtern der Menschen erste Linien von Trotz zeichneten. Er wusste, dass dies kein gutes Omen war – nicht für ihn, nicht für seine Pläne.

Lyâghizz jedoch wirkte zufrieden. Der Tumult, das Blut, der Hass: all das war für ihn kein Problem, sondern Teil einer Rechnung, die nur er zu kennen schien. Manchmal, wenn Syrríd ihn betrachtete, glaubte er in dessen Augen ein Glühen zu sehen, als läge dort eine

fremde Freude verborgen – die Freude am Brechen anderer. Etwas, das er in ihrer Welt niemals hätte umsetzen können. Und während über dem Tal der Schnee leise fiel, wuchs der Druck, der sich nicht ewig würde zurückhalten lassen.

Die Tage dehnten sich, einer gleich dem anderen. Schnee legte sich schwer auf Dächer und Palisaden, die Nächte waren so still, dass jedes Knacken im Holz wie ein Signal klang. Die Fremden hielten Wache in Schichten, bauten ihr Lager weiter aus und notierten jeden Sack Korn, jede Klinge, jedes Tier, das sie den Cladhinn abgenommen hatten. Ordnung, bis ins Kleinste.

Dann, an einem grauen Morgen, fehlte einer.

Ein Wachposten, der die ganze Nacht auf dem östlichen Turm gestanden haben sollte, war verschwunden. Kein Alarm, kein Zeichen, nur eine leere Plattform und Fußspuren, die wenige Schritte im Schnee verliefen – und dann endeten, als hätte ihn der Frost verschluckt.

Syrríd ließ den Turm absuchen, schickte Späher in den Wald und befahl, niemand solle das Dorf ohne Begleitung verlassen. Doch nichts ergab sich.

Lyâghizz aber sprach, als wäre es eine Bestätigung seiner Worte: „Sie wagen es, Junge. Sie testen uns. Bald werden sie mehr tun.“

Einen Tag später fanden sie den Mann. Am Rand eines zugefrorenen Baches lag er, das Gesicht nach unten, der Leib grotesk verdreht, als habe man ihn achtlos weggeworfen. Kein Schwertstich, kein Blut – nur ein Genick, das auf eine Weise gebrochen war, die selbst gestandene Krieger erschauern ließ.

Als sie den Toten ins Lager brachten, sammelten sich Cladhinn und Fremde gleichermaßen. Die einen schwiegen, die anderen tuschelten. Manch ein Blick huschte, zu hastig, um harmlos zu sein.

Syrríd stand über dem Körper, den Mantel gegen den Wind geschlossen, und wusste: Das war der erste Schlag einer neuen Welle.

Am Abend war das Lager nicht wiederzuerkennen.

Die Fremden verdoppelten die Wachen, spannten Seile mit Glöckchen zwischen den Türmen, und jeder Schritt durch den Schnee klang, als könnte er ein Feind sein. Sie durchsuchten Hütten, stellten Fragen, drohten – doch Antworten erhielten sie keine. Die Cladhinn gingen gebeugt, doch nicht mehr nur aus Angst. In ihren Blicken lag nun etwas anderes: ein Funke, kaum wahrnehmbar, aber gefährlich. Manche sprachen nicht mehr, wenn die Fremden nahe waren. Andere flüsterten zu lange miteinander, als würden sie Fäden spinnen, unsichtbar, aber stark.

Syrríd beobachtete, wie die Ordnung, die er errichtet hatte, zu risseln begann wie Eis unter zu schwerem Schritt. Jede neue Maßnahme, jede neue Drohung presste die Luft enger in dieses Tal, und er wusste: Noch ein einziger Vorfall, und die Saite würde reißen.

Lyâghizz aber schien das alles nur zu erwarten. Er stand oft am Rand des Platzes, das Gesicht dem Wind zugewandt, als höre er eine Melodie, die nur er vernahm. Wenn sein Blick dann zu Syrríd glitt, lag darin ein unausgesprochener Spott: Du versuchst, Mauern

mit Atemzügen zu stützen.

Die Nacht war frostklar, als Syrríd den älteren Sprecher zu sich rufen ließ. Sie trafen sich im Schatten einer halb eingestürzten Hütte, fern vom Licht der Feuerstellen, wo die Wachen nur undeutlich zu sehen waren. Der Alte wirkte müde, doch in seinen Augen flackerte dieselbe Glut, die Syrríd schon am Tag des Tumults erkannt hatte.

„Dein Volk schweigt, aber ich höre es schreien“, begann Syrríd.

Der Sprecher hob langsam den Kopf. „Man kann Schreie nicht ersticken, wenn sie aus dem Herzen kommen.“

Einen Augenblick blieb es still. Nur der Wind spielte mit den Holzplanken über ihnen.

„Ich habe nicht vor, euch zu vernichten“, sagte Syrríd schließlich, die Stimme kontrolliert. „Aber wenn ihr uns zwingt, werden andere handeln, die keine Gnade kennen.“ Sein Blick glitt kurz zu den Türmen, als wäre Lyâghizz selbst in der Dunkelheit gegenwärtig.

Der Alte zog die Schultern hoch, als könnte er das Gewicht der Worte abwehren. „Wir haben schon viele gesehen, die mit Feuer kamen. Sie gingen wieder. Die Berge blieben.“

„Und wie viele deiner Leute blieben?“ Syrríd trat näher, das Gesicht im Halbdunkel nur eine scharfe Kontur. „Jeder Tote mehr, den du zulässt, nährt auch deine Schuld.“

Für einen Moment blitzte Schmerz auf in den Zügen des Alten – Schmerz, der schnell wieder zu Trotz wurde.

„Schuld? Wir tragen sie schon so lange, dass wir ihre Last kaum mehr spüren. Aber Hass ...“ Er neigte sich ein Stück vor, flüsternd, fast drohend: „Hass hält uns wach.“

Syrríd hielt den Blick, doch in ihm nagte die Ahnung, dass er diesen Funken nicht löschen konnte – nur hinauszögern.

Zwei Nächte später eskalierte die Situation.

Es begann mit einem Schrei im Norden der Siedlung, dann dem Klirren von Metall. Wachen stürzten herbei, fanden einen Posten niedergeschlagen. Aus der Dunkelheit brach eine Handvoll Cladhinn hervor, bewaffnet mit Äxten, Messern, Steinen. Sie hatten den Moment gewählt, da die Glöckchen im Wind klirrten und die Nacht jedes Geräusch verschluckte.

Sie schrien alte Worte. Schlachtrufe, roh und brennend.

Die Fremden sammelten sich rasch, doch die erste Welle traf sie unvorbereitet. Ein Zelt stand in Flammen, Männer stolperten im Chaos, und irgendwo drang eine Frau mit einem Dolch bis tief ins Herz eines Kriegers, ehe sie selbst niedergerissen wurde.

Syrríd war sofort auf den Beinen, das Schwert in der Hand. Er rief Befehle, versuchte, Ordnung in das Toben zu bringen. Doch Lyâghizz erschien mit einem Ausdruck kalter Lust im Gesicht, und ehe Syrríd ihn zurückhalten konnte, schleuderte er Feuer durch die Nacht. Eine glühende Kugel fuhr in den Angreifertrupp, und das, was von ihnen blieb, war Schreien und Rauch.

Der Platz roch nach verbranntem Fleisch. Der Aufruhr war in wenigen Minuten niedergeschlagen, aber die Saite war gerissen. Die Cladhinn hatten gezeigt, dass sie bereit waren zu sterben. Und Lyâghizz hatte ihnen gezeigt, dass ihr Tod keine Grenze setzte.

Der Morgen nach der Revolte war Schweigen. Der Rauch hing noch über den Dächern, der Schnee darunter war grau und schwarz gefleckt. Zwischen verkohlten Balken lagen Körper, Cladhinn und Fremde gleichermaßen. Man trug sie hinaus, ohne Rufe, ohne Worte – nur das Knirschen von Schritten im Frost begleitete den Zug.

Syrríd ging zwischen den Trägern, den Blick fest auf den Boden gerichtet. Er hatte keine Befehle mehr, keine Worte. Nur ein bitteres Schweigen, das schwerer wog als jedes Kommando.

Die Cladhinn hatten ihre Toten nach Westen gebracht, hinaus zum Rand des Waldes, wo sie sie nach uralten Ritualen bestatteten und Lieder sangen, brüchig und alt. Manche der Fremden standen abseits, lauschten, und wer hinhörte, konnte nicht unterscheiden, ob es Klagen oder Drohungen waren.

Auch in den eigenen Reihen war Trauer. Zwei Männer, eine Frau, verbrannt, durchbohrt, für immer verloren. Ihre Kameraden stapelten Steine über den Leibern, setzten Holz darüber und entfachten ein magisches Feuer am Kronstein, der das Grab abschloss. Lyâghizz blieb fern, als ginge ihn das alles nichts an, aber Syrríd sah, wie auch unter den Fremden die Gesichter härter wurden.

Danach legte sich eine merkwürdige Ruhe über das Dorf. Keine neuen Feuerbälle, keine offenen Aufstände. Wachen standen dichter, aber sie brüllten nicht mehr. Die Cladhinn mieden die Fremden nicht völlig – sie gaben ihnen Wasser, halfen beim Löschen, wenn Wind Funken über die Zäune trug. Nichts davon war Freundschaft, doch es war auch kein Krieg.

Ein stillschweigender Waffenstillstand, geboren nicht aus Einigung, sondern aus Müdigkeit. Aus der Erkenntnis, dass beide Seiten mehr verlieren konnten, als sie zu tragen vermochten.

Syrríd bemerkte erste, kaum sichtbare Bande. Ein junger Wachmann, der einem Kind der Dörfler ein Stück Brot zusteckte. Eine Frau, die die Wunde eines Kandakaí verband, nachdem er sich am Axtblatt geschnitten hatte. Solche Gesten verschwanden schnell, wenn jemand zusah, doch sie waren da – Samen, die vielleicht Wurzeln schlagen konnten.

In langen Nächten wanderte Syrríd am Rand des Lagers, sah das Zwielflicht auf den Bergen und dachte darüber nach, wie dünn das Eis geworden war, auf dem er stand. Die Frage war nicht mehr, ob es erneut brechen würde. Sondern, ob er – und alle anderen – lernen konnten, darüber zu gehen, ohne endgültig zu versinken.

Jeder der Lyâghizz beobachtete – sei es Freund oder Feind – wusste nur zu genau, dass er nur darauf wartete jeden auszulöschen, der seinen Machtphantasien im Wege stand.